Musikalische Witze

und

Anekdoten.

Zur Unterhaltung

für

lachlustige Leute.

Zweites Heft.

Erfurt.
E. Weingart.
(Körner'sche Buchhandlung)

ML
65
.M87
882
2. Heft

Ein Componist ließ sich bei Rossini melden. Der Maestro empfängt ihn sehr freundlich und bittet ihn, er möge ihm eine seiner Compositionen vorspielen. Der Besucher setzt sich an's Clavier, klappert herum, spielt so zu sagen mit Händen und Füßen, Augen und Nase und hört endlich ganz erschöpft auf. „Was ist das?" fragt Rossini. — „Ein Trauermarsch, welchen ich auf den Tod Meyerbeer's componirt habe. Wie finden sie ihn, Maestro?" — „Nicht übel, nur wäre es besser gewesen, daß Sie gestorben wären, und dann Meyerbeer einen Marsch auf Sie componirt hätte."

„Nicht um 'ne Million." „Steh' auf," rief eines Collegen Stimme vor der Thür eines Chorsängers vom Theater, in der Mitternachtstunde. Wir sollen dem Herrn von W. sogleich ein Ständchen bringen.

„Nicht um 'ne Million!" ertönte des Choristen Stimme aus dem Bette. „Der Mann kriegt einen Thaler baar," rief der Andere außen.

„Ich bin schon da!" schrie der im Inneren, sprang aus dem Bette und riß die Thür auf.

„Sprechen Sie französisch?" fragte Jemand ein schönes Fräulein. „Nein, das zwar nicht," antwortete diese; „allein mein Bruder bläst Flöte."

Ein Oesterreicher, welcher seit 40 Jahren Berlin nicht mehr gesehen hatte, war kürzlich zum Besuch allda, und wunderte sich nicht wenig über die Verschönerungen und Vergrößerungen der Residenz; jedoch das konnte er nicht begreifen, daß während des langen Zeitraums die Currende-Jungen nicht gewachsen waren.

Eine junge Amerikanerin bekam zum ersten Male bei einem Deutschen ein Clavier zu sehen, und war nicht wenig erstaunt über die noch nie gehörte schöne Musik. Als sie nach Hause kam, erzählte sie, sie habe einen großen Tisch mit einer langen Reihe blanker weißer Zähne gesehen, womit derselbe einen wunderschönen Spectakel gemacht habe.

Ein schlechter, aber von seinen Leistungen höchst eingenommener Componist äußerte einst mit vieler Selbstgefälligkeit in einer Gesellschaft: „Noch kürzlich ließ ich ein Liedchen, das, ohne mich rühmen zu wollen, sehr gefallen hat, in der ... Zeitung abdrucken; aber mein Gott! wie entstellt kam es aus der Presse!“ — „Ja wohl,“ versetzte ein anwesender, rühmlichst bekannter Tondichter, „gleich die erste Note war ohne Kopf.“

Der ächte Deutsche Humor.

(Aus dem schwedischen Witzblatte „Sonntags-Nüsse.“)

Wenn ein Deutscher recht lustig ist, so singt er:
„Ich weiß nicht was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin.“
Wenn er in der Einsamkeit und traurig ist:
„Wir sitzen so fröhlich beisammen.“
Wenn er in ein armes Mädchen verliebt ist:
„Du hast Diamanten und Perlen und Alles was Menschenbegehr.“
Wenn er auf einer Fußwanderung marschirt:
„Im tiefen Keller sitz ich hier.“
Wenn er mitten in kohlschwarzer Nacht eine Serenade singt:
„Ihr Freunde seht wie herrlich strahlt der Morgen.“
Wenn er im Arrest sitzt:
„Ich bin ein freier Mann und singe.“
Wenn seine Kinder um Brod rufen:
„Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein.“

Wenn ihm vor Zahnschmerz in der Nacht kein Schlummer in die Augen kommt:

„Ungeheure Heiterkeit ist meines Lebens Regel."

Wenn ihn der Nachtwächter beim Kragen packt:

„Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen."

Wenn er die weinenden Kinder in Schlaf wiegt.

„Singe, wem Gesang gegeben."

Wenn die Sonne aufgeht:

„Guter Mond, du gehst so stille durch die Abendwolken hin."

Eine junge Dame befand sich mit einem jungen Herrn, der ein großer Liebhaber der Tonkunst war, auch selbst sang und einige Instrumente spielte, in einer Oper zu Berlin, in welcher der Castrat Conchialini durch seinen Gesang das ganze Auditorium bezauberte. Was gäben Sie wohl, fragte die Dame, sich zu ihrem Nachbar wendend, wenn Sie so singen könnten? „— „Nicht die Hälfte von dem, was es ihn gekostet hat," war die Antwort.

Blücher war ein großer Musikfreund, ohne selbst musikalisch zu sein, mehr Liebhaber, als ausübender Dilettant. Seine Lieblingsstücke, so oft er sie hörte, elektrisirten ihn; aber unter allen nahm Mozart's „Zauberflöte" die erste Stelle ein. Zur Zeit, als sich die Alliirten in Aachen befanden, erregte Angelica Catalani dort Enthusiasmus. Sie sang unter Anderm bei einer großen Soiree, in der alle damals in Aachen anwesenden Größen gegenwärtig waren. Nach jeder Piece deren sie fünf hören ließ, folgte ein Beifallssturm! unter denselben befand sich auch Papageno's „Klinget Glöckchen, klinget." Blücher, ganz entzückt von der ihm so lieben Melodie, forderte die Signora Catalani in beredten Worten auf, noch etwas von Papageno zu singen; sie gerieth darüber in nicht geringe Verlegenheit und

sah sich nach einigem Zögern genöthigt, dem alten Helden einzugestehen, von Papageno's Arien Nichts mehr einstudirt zu haben. „Ich kann es Sie lehren," versetzte Blücher, „ich kann Alles aus der Zauberflöte." — „Was, "rief Kaiser Alexander, „Blücher kann auch singen? „da muß er uns Etwas zum Besten geben." — „Warum denn nicht?" versetzte Blücher und begann mit seiner rauhen Stimme zwar falsch, aber doch erkennbar: „der Vogelfänger bin ich ja, stets lustig heißa hopsasa." Kaiser Franz lauschte dem Gesange des alten Marschalls mit sichtlicher Rührung, der ernste König von Preußen lächelte still vor sich hin, aber Alexander lachte aus Leibeskräften; er gab das Zeichen zum Applaus, der auch in reichlichem Maße folgte. Blücher, durch diesen nicht enden wollenden Beifallsjubel ermuntert, gab noch „ein Mädchen oder Weibchen, wünscht Papageno sich," und endlich „Bachus ist ein braver Mann," zum Besten. Die letzte Nummer erregte einen solchen Applaussturm, daß die Catalani scherzhaft äußerte: „Mit dem alten Blücher könnte ich's nicht aufnehmen, er hat mich richtig geschlagen, er wurde mehr applaudirt als ich."

Der Tonkünstler Abel liebte den Trunk leidenschaftlich. Wenn er recht stark getrunken hatte, — und dies kam nicht selten — so glühte sein Kopf wie Sonne im Höherauche. — Einst besuchte er den berühmten Schauspieler Foote auf dessen Landhause und ging nach dem Mittagsessen in seiner glühenden Gestalt im Garten spazieren. Foote fand ihn neben einer Wand mit Weinstöcken, deren Trauben nicht zur Reife kommen wollten. Bei dem Anblick des glühenden Gesichts des Tonkünstlers rief ihm Foote zu: „Abel, besteigt doch dort die Mauer und bescheint mir die Trauben, damit sie frei werden."

Ursprung der Ochsen-Menuett von Haydn. Haydn wurde eines Tages durch den Besuch eines Fleischers überrascht.

Dieser Mann, der für Haydns Musik eben so viel Gefühl hatte, als irgend einer, sagte ihm freimüthig und so zierlich er konnte: „Mein Herr, ich weiß, daß Sie ein guter und gefälliger Mann sind; darum wende ich mich mit Vertrauen an Sie. Sie haben in allen Gattungen vortreffliche Sachen gemacht, Sie sind der erste unter allen Componisten. Aber ganz besonders gefallen mir Ihre Menuetten. Ich hätte wohl eine recht muntere, hübsche und ganz neue zur Hochzeit meiner Tochter nöthig, welche in diesen Tagen sein wird: Ich kann mich damit an Niemanden besser wenden, als an den berühmten Haydn." Der gutmüthige Haydn lächelte bei dieser ganz neuen Huldigung und versprach ihm die Menuett auf übermorgen, wo der Fleischer nicht ermangelte zu erscheinen, und das köstliche Geschenk froh und dankbar in Empfang zu nehmen. Nach einiger Zeit hört Haydn ein Geräusch von Instrumenten; er horcht und glaubt seine neue Menuett zu erkennen. Er geht an's Fenster und sieht einen prächtigen Ochsen mit vergoldeten Hörnern und mit Bändern und Blumenkränzen geschmückt, und um ihn her ein wandelndes Orchester unter seinem Balcon halten. Der Fleischer kommt herauf; drückt dem großen Manne nochmals seine Empfindungen aus, und schließt seine Rede mit den Worten: „Ich glaubte, daß ich als Fleischer meine Erkenntlichkeit für eine so schöne Menuett nicht besser an den Tag legen könnte, als indem ich Ihnen den schönsten von meinen Ochsen dafür brächte." Er läßt nicht nach, bis Haydn von seiner Aufrichtigkeit und Dankbarkeit gerührt, den Ochsen annimmt.

Der Kaiser Leopold hatte ein besonderes Talent zum Flötenspielen. — „Ewig schade," sagte einst sein Capellmeister, „daß Ew. Majestät kein Musikus geworden sind." — „Laß er's gut sein," antwortete Leopold, „wir stehen uns halt so besser."

Ein junger Mensch nahm Unterricht auf der Violine. Einst schlug der Wirbel die G-Saite während dem Spielen zurück, so daß die Saite um mehr als einen ganzen Ton zu tief stand. Der junge Mann aber spielte ruhig fort, bis ihm der Lehrer endlich zurief: „aber hören Sie denn nicht, daß Ihr G einen ganzen Ton zu tief stimmt?“ — „Ach ja, ich weiß es wohl,“ antwortete der Schüler ganz gelassen, „allein das schadet nichts, ich spiele ja doch nur zu meinem Vergnügen.“

Musikalisch-praktische Lebensregeln eines frommen Organisten.

Den heiligen Glauben in Acht nur nimm,
Das sei Dir, o Mensch, die echte Prim,
Die Hoffnung auch erhalte gesund,
Sie ist auf der Scale die wahre Secund.
Zum göttlichen Willen kling' o Herz
In gehorsamer Liebe die reine Terz.
Trifft Mühe Dich und Arbeit hart,
So denke: Dies ist die rechte Quart.
Sei deinem Nächsten friedlich gesinnt,
Und stimme zu ihm die reine Quint.
So oft du Vertraun auf Gott erweckst,
Stärk' Dich alsbald die harmonische Sext.
Auch als ein gut und heilsam Recept
Verehre des Unglücks schneidende Sept.
Sei mäßig in Worten, Speis' und Schlaf,
So ruft der Herr Dich zur höhern Octav.

Demoiselle Donner, zweite Sängerin der Oper in Amsterdam, hat sich unlängst mit dem ersten Liebhaber, Herrn Eduard Wetter aus Wesel, verheirathet, schreibt ein Correspondent aus obiger Stadt; sie nennt sich jetzt Madame Donner-Wetter. Dessen ungeachtet, bemerken einige Spottvögel, will sie doch nicht recht einschlagen.

Ein geachteter Musiker in Wien wurde unlängst brieflich ersucht, ein Concert in einer Provinzialstadt zu veranstalten und selbst zu leiten. Er übernahm die Mühe zum Besten eines wohlthätigen Zweckes, ordnete die Stücke, und schrieb endlich, es sei Alles in Ordnung, aber zu einer zu gebenden Ouvertüre brauche er vor Allem eine sehr gute Clarinette.— Man antwortete ihm zurück, er dürfe nicht sorgen, es seien daselbst vortreffliche Clarinetten bei J. S. zu haben.

Der Philosoph Anuacharsis, ein Scythe von Geburt, wurde gefragt, ob in seinem Vaterlande viele Musici wären? Er antwortete: „Wie sollen Musici da sein? Wir haben nicht einmal Weinberge."

Ein Dilettant schrieb wörtlich an eine Musikalienhandlung: Ew. — ersuche ich, mir zehn bis zwölf neue Werke für das Fortepiano zu senden, die nicht zu schwer sind; ich bitte aber um wiener Musik, da ich ein ächtes wiener Instrument von Brodmann besitze.

— Entstehungsgeschichte einer Arie. Rossini wurde in Wien mehrmals an die Tafel des Fürsten Metternich gezogen. Dieser ließ bei solchen Gelegenheiten den Ernst des gewichtigen Staatsmannes bei Seite und liebte es, wenn man fröhlich war. Das Gespräch war auf die deutsche Musik gekommen, welche Rossini so hoch verehrte, daß er äußerte, er könne nicht deutsch komponiren, und da bat er denn den Fürsten Metternich, er möchte ihm doch ein deutsches Lied vorsingen, das er als Thema zu einer heroisch-tragischen Arie für seine neue Oper „Semiramis" verwenden könnte. Anfangs lehnte der Fürst die Bitte ab und meinte, er könne sich auf keine passende Melodie besinnen. Indeß drangen wiederholt die anwesenden Damen in

den Fürsten. Bereitwillig endlich flüsterte er seiner schönen Nachbarin die Worte zu: „Dem Italiener wollen wir einen recht heroisch-tragischen Streich spielen. — Lieber Maestro," sagte er, „ich kann mich nur auf ein einziges deutsches Lied besinnen, vielleicht können Sie davon Gebrauch machen; es ist eine Melodie des höchsten Schmerzes und der Verzweiflung." Darauf sang Fürst Metternich das einst in allen Spinnstuben gesungene Lied: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht." Rossini war begeistert von der reizenden Melodie und nahm sie als Thema sowohl in der großen Arie mit Chor der „Semiramis", als auch in der Ouverture. Ueberall machte die Melodie den tiefsten tragischen Eindruck, aber die Deutschen konnten nie begreifen, wie die Königin von Assyrien, während sie den Tod ihres Gemahls beweint, singen kann: „Freut euch des Lebens."

Josquin, Kapellmeister Ludwig XII. von Frankreich, wurde von einem Musiker um die Revision eines von letzterem in Musik gebrachten Psalms ersucht. Er wurde auf einen Blick gewahr, daß der Componist nicht einen Funken Genie haben müßte, und stutzte zugleich vor den harmonischen Fehlern, die er in jeder Zeile entdeckte. „Zur Revision dieses Tonstücks," sagte Josquin, „braucht es nicht viel Zeit." Da das Ende desselben mit dem lateinischen Worte finis bezeichnet war, so strich er die Sylbe nis weg und gab dem Autor die Partitur mit der Versicherung zurück, daß nunmehr alles revidirt sey.

Posaunenfest in Jöllenbeck.

Programm: Morgens 7 Uhr wird an den Orten, wo die einzelnen Posaunenchöre untergebracht sind, von einem jeden Chore ein Choral angestimmt. Halb 9 Uhr Morgens: Einblasen zum Gottesdienste. Halb 10 Uhr Morgens: Anfang des Gottesdienstes in der Kirche zu Jöllenbeck. Nach demselben

wird auf dem bei der Kirche befindlichen Kirchhofe von allen Chören geblasen. Zwei Uhr Nachmittags: Gottesdienst in der Kirche: Nach Beendigung desselben gehen die Chöre in geordneten Zügen blasend nach dem festlichen Hofe des Colon Husemann in Jöllenbeck, wo gemeinschaftlich eine Tasse Kaffee getrunken wird. Ansprache eines Geistlichen. Hierauf tragen die einzelnen Chöre bei wechselnden Ansprachen Choräle und sonstige beliebige Stücke vor. Am Montag wird von den einzelnen Chören Morgens 7 Uhr an den verschieden Orten ihres Aufenthalts in den Gemeinden ein Choral geblasen, worauf dieselben sich gegen halb 9 Uhr Vormittags zu gegenseitiger Besprechung, Belehrung und Ermunterung auf dem festlichen Hofe wieder einzufinden haben. Zwei Uhr Nachmittags: Wiederversammlung der Vereine und Schluß des Festes. Sämmtliche Posaunenbläser finden für alle Tage des Festes ein passendes Unterkommen in der Gemeinde Jöllenbeck. (Westfäl. Zeitung).

Zu einem Violoncellisten kam ein junger Mann mit den Worten: Sie spielen sehr gut Violoncell, nicht wahr? — Der Violoncellist fürchtete zu einer musikalischen Soirée gebeten zu werden, und erwiederte: „O ja, ich spiele Violoncell, habe aber jetzt leider Schmerzen im rechten Arm und kann nicht spielen.“ — „Das thut nichts“ — erwiederte Jener — „ich wollte Sie nur um eine gute feste Saite bitten, da mir eine an meinem Hosenträger gesprungen ist.“

(Meyerbeer im Elysium). Als Meyerbeer jüngst seinen Einzug im Elysium hielt, war einer der ersten Tonmeister, der ihm in die Arme eilte, Mozart. Lange hielten sich beide umschlungen und sahen einander dann voll Zärtlichkeit an. „Weiss't Bruder“, begann hierauf Mozart im reinsten Wiener Dialect, „was i halt an Dir am meisten bewundere?“ „Sprich, Mozart“,

rief Meyerbeer, begierig zu hören, welcher seiner Schöpfungen der große Meister den Preis zuerkennen würde. „Daß Du drei Millionen hinterlassen hast", entgegnete dieser mit der ihm eigenthümlichen Naivetät.

Man fragte eine Dame, warum sie ihrer Tochter nicht Sing-Unterricht ertheilen lasse.

„Ach nein!" erwiederte sie, meine Tochter hat noch zu wenig Brust!

Rameau sagte zu dem Geistlichen, welcher ihn in der Todesstunde mit allerlei harten und unfreundlichen Worten zur Buße ermahnte und nicht aufhören konnte zu predigen und zu schreien, sehr ernstlich: „Aber wie mögen Ew. Hochwürden doch so falsch singen!" —

Der alte treuherzige Schicht, ehemaliger Musikdirector in den beiden Hauptkirchen Leipzigs, war anfangs gegen Beethoven eingenommen und bezweifelte besonders dessen Befähigung für dramatische Musik: „Beethoven ist ein Esel mit seiner Opernmusik", pflegte er zu sagen. Nur mit Mühe brachte man ihn endlich dahin, einer Aufführung des „Fidelio" beizuwohnen. Nach der Vorstellung war kein Wort aus ihm zu bringen, aber bei einer zweiten und dritten Vorstellung sah man ihn abermals im Theater. Zuletzt bringt man in ihn, sein Urtheil zu sagen. „Ja", antwortet er einfach, „die Sache ist umgekehrt — ich war ein Esel!" — Dieses freimüthige Bekennen eines Irrthums hat etwas Männliches, das sich Manche unserer Zeitgenossen zum Beispiel nehmen sollten. (Dresdener Tageblatt).

Paganini's vierte Saite. Man erzählt sich Mancherlei über die Veranlassung, welche den berühmten Geigen-Virtuosen

bewogen haben soll, sich auf der vierten Saite eine so eminente Meisterschaft zu erwerben. In einem italienischen Blatte erzählt Maestro Paganini selbst diese Veranlassung. In Lucca, schreibt er, leitete ich stets selbst das Orchester, wenn die regierende Familie der Oper beiwohnte. Auch gab ich bei Hofe von 15 zu 15 Tagen ein großes Concert. Die Prinzessin Elisa, (Bacciochi, die Schwester Napoleons) zog sich immer vor dem Schlusse zurück, denn die harmonischen Töne meines Instruments reizten ihre Nerven zu stark. Eine sehr liebenswürdige, von mir seit langer Zeit heimlich angebetete Dame zeigte sich hingegen häufig in diesen Versammlungen, und es wurde mir bald klar, daß auch sie ein angenehmes Geheimniß zu mir zog. Unvermerkt steigerte sich unsere gegenseitige Leidenschaft. Eines Tages versprach ich ihr, sie im nächsten Concerte mit einer musikalischen Galanterie zu überraschen, welche eine Anspielung auf unser Freundschafts- und Liebesverhältniß sein sollte. Zugleich ließ ich bei Hofe bekannt machen, daß ich eine Neuigkeit unter dem Titel: „Liebesscene," aufführen würde. Die allgemeine Neugierde war stark gereizt; aber welche Ueberraschung für die Gesellschaft, als man mich mit einer Violine eintreten sah, die nur mit zwei Saiten bespannt war! Ich hatte nur die G- und die E-Saite gelassen. Diese sollte die Empfindungen eines jungen Mädchens ausdrücken, die andere ihre Stimme einem verzweifelten Liebhaber leihen. Ich trug so eine Art leidenschaftlichen Dialogs vor, wo die zartesten Töne auf die Ausdrücke der Eifersucht folgten. Es waren bald einschmeichelnde, bald weinerliche Akkorde, Schreie des Zornes und der Wonne, des Schmerzes und des Glückes. Eine Versöhnung bildete den Schluß: die Geliebten, mehr als je für einander entbrannt, führten einen pas de deux aus, welchen eine brillante Coda schloß. Diese „Scene" machte Glück; ich spreche gar nicht von den freudetrunkenen Blicken, welche die Dame meiner Gedanken auf mich fallen ließ. Die Prinzessin Elisa,

nachdem sie mich mit Lobsprüchen überhäuft, sagte sehr verbindlich zu mir: „Ihr habt auf den zwei Saiten Unmögliches geleistet; sollte denn für Euer Talent nicht auch eine allein genug sein?“ Ich versprach sogleich, den Versuch zu wagen. Diese Idee schmeichelte meiner Einbildungskraft, und einige Wochen darauf verfaßte ich für die vierte Saite eine Sonate, betitelt: „Napoleon,“ welche ich am 25. August vor einem zahlreichen und glänzenden Hofe vortrug. Der Erfolg übertraf meine Erwartung — von jener Zeit datirt sich meine Vorliebe für die G-Saite. Man wurde nicht müde, meine für diese Saite verfaßten Kompositionen zu hören. Wie man von einem Tage zum andern mehr lernt, so gelangte auch ich zu dieser Fertigkeit, welche nun nichts mehr Erstaunliches an sich haben sollte.

Die Gattin Spohrs war so besorgt um die Gesundheit ihres Mannes, daß sie ihm in der kalten Jahreszeit den — Regenschirm wärmte.

Zweistimmig. Zwei Studenten hatten in der Nacht auf der Straße gelärmt und gesungen. Der eine wurde erwischt, der Andere entkam. Der Richter, ein bornirter, alter Mann, fragte ihn im Verhör:

„Sie wollen also Ihren Mitschuldigen nicht nennen?“

„Ich habe keinen.“

„Aber es haben doch zwei Stimmen mitgesungen, so lautet die amtliche Anzeige.“

„Das ist richtig,“ sagte der Student lächelnd, „ich sang ein zweistimmiges Lied.“

„Ah so,“ sagte der Richter, „na, das ist freilich etwas Anderes.“

„Nicht wahr, weiser Salomo?“ lächelte der Student.

„O,“ rief geschmeichelt der Richter, da mag es diesmal so hingehn.“

Kraft des Esels.

Ein deutscher Herzog ließ vor Zeiten
Auf einem hölzern'n Esel reiten
Die Musiker, die schlecht gespielt.
Es half; in Kurzem ragt ein Chor
Weit über alle andern vor.
„Seht", rief erfreut der große Mann,
Seht, was ein Esel Alles kann. (F. Kießling).

Bei einem Gespräch zweier Musiker über Generalbaß und Composition äußerte der eine, daß die Prinzipien des Generalbasses und der Composition der Hauptsache nach einerlei seyen, worauf der andere, ohne die weitere Erklärung abzuwarten, ihm schnell in die Rede fiel und sagte: Sie halten also Komposition und Generalbaß für einerlei, da sind Sie sehr irre, denn wenn ich komponire, so setze ich zusammen, wenn ich aber Generalbaß spiele, so setze ich auseinander.

Ueber den Violinvirtuosen Miska Hauser schreibt ein Chemnitzer Kritiker in einem dortigen Blatte unter anderm: „Wir haben aus dem Spiel des Herrn Hauser gehört, daß er weit und lange gereist ist. — Seine Violine hat dies uns erzählt."

Unter den mecklenburgischen Gesetzen befindet sich eine alte Verordnung: worin den Wirthen auf dem Lande befohlen wird, bei Hochzeiten, Erndtefesten und dergl. zur Musik wenigstens zwei gelernte Musikanten von dem Stadtmusikus ihrer Gerichtsbarkeit zu nehmen, der Baß aber sei ihnen erlaubt, von einem Tagelöhner spielen zu lassen.

Ein Berliner Horniſt, vom Musidirector schon mehrmals gerüffelt, antwortete: „Des is des des, deß des des so unrein klingt."

Als Lord Kelly an einem Abend mit dem unvergleichlichen Violadigambisten Abel außerhalb London spazieren ging, und vor einer Taverne vorbei kam, wo Musik war und gerade ein Concert von Abel gespielt wurde, wollte der Lord gern wissen, wer dieser herzhafte Tavernen-Virtuose ein. „Wer wird es dem anders sein, versetzte Abel als der unseelige Kain?"

Ein Prediger verlas nach dem Segensspruch ein Edikt gegen die Desertion, das mit den Worten schließt: wer dagegen handelt, wird mit dem Strange bestraft. Der Schulmeister hat unmittelbar darauf den Schlußvers anzustimmen, und ohne sich etwas Arges dabei zu denken, hebt er aus dem Krüger'schen Gesangbuche an: „Für solche Ehre danken wir" ꝛc.

Eine schöne junge Dame in London kaufte in einer Musikalienhandlung mehrere Sachen und war schon im Begriff in ihren Wagen zu steigen, als ihr noch eine Arie aus der jüngst erschienenen komischen Oper, die ihr besonders gefallen, einfiel. „Ach, noch eins," mein Herr, „habe ich vergessen," wendete sie sich zu dem jungen, gefälligen Commis. „Und was, meine schöne Dame?" „Den Abschiedskuß, bevor wir scheiden." Der junge Mensch drückte seinen Mund auf die Lippen der schönen Lady. „Unverschämter! Was erfrechen Sie sich?" — „Sie befahlen" — „die Arie deren Text so anfängt!" —— „Verzeihen Sie gütigst, die kannte ich nicht!"

„Gott! und wenn er sich brotzelt alle Tag' die Finger in Oel, so wer'n se bleib'n doch steif!" sagte Frau Banquier X. in Y., als der berühmte Pianist Kiesselack aus der dortigen Gegend wieder abgedampft war.

Ein von seinen Talenten gewaltig eingenommener geistlicher Sänger, der da, wo er fehl sang, am meisten zu schreien pflegte tadelte bei aller Gelegenheit den Cantus firmus (plein chant) im römischen Antiphonario, und wünschte, daß er vom päbstlichen Hofe bevollmächtigt werden möchte, diesen Gesang umzuarbeiten. Als derselbe eines Tages nach vollendeter Vesper mit einem seiner Amtsbrüder in der Kirche zurückblieb, um einige von ihm componirte neue Melodieen zu einigen Hymnen zu versuchen, so bemerkte er eine, unweit der Chorstühle sitzende, alte Frau, die ihre bitteren Thränen weinte. Der Sänger, welcher glaubte, daß seine Hymnen die gute Frau gerührt hätten, ging voller Zuversicht, die Versicherung davon aus ihrem Munde zu hören, auf sie zu und fragte, ob ihr nicht die Hymnen gefallen und Thränen ausgepreßt hätten? „Ach, ehrwürdiger Herr," antwortete die Alte, „von Ihren Hymnen verstehe ich nichts; aber Ihre Stimme erinnert mich an meinen vor Kurzem abgeschiedenen Esel. So oft ich eine ähnliche Stimme höre, muß ich bitterlich weinen."

Eine Wienerin rief beim Vortrage eines Adagio vom Flötisten Heindl aus: „Mutter, der junge Mann bläst mir aus der Seele."

Im Glaspalast in München war während des Octoberfestes Vielerlei ausgestellt. Auch die Büste Richard Wagners war darunter. „Schau," sagte ein Oberländer Bauer zu seiner Ehehälfte, „dös is der, der ü Kini (unserm König) sei Musi (Musik) macht."

Ein Balgentreter hatte seinem Amte an einer Kirche schon seit 40 Jahren treulich vorgestanden, und wußte aus langer Erfahrung beinahe, wie vielmal er zu einem jeden Liede treten mußte. Nun geschah es, daß der Organist starb, und ein anderer

an seine Stelle kam. Mit diesem hatte der Balgentreter immer Streit, weil er ihm vorwarf, daß er nicht geschwinde genug trete, und besonders einmal bei'm Spielen des Glaubens es so schlecht gemacht haben sollte, daß ihn der Organist verklagte. Als sie nun mit einander vor dem Consistorio erschienen, und der Organist seine Klage vorgebracht hatte, sagte der Calcant darauf: „Meine hochgebietenden Herren, ich weiß gar nicht, was der Herr Organist will, ich bin nun schon so lange Balgentreter, daß ich gewiß besser weiß, wie viel Wind zum Glauben gehört, als er."

Nicht auf die rechte Seite. In C. wurde vor einigen Jahren Wagner's Tannhäuser zum ersten Male gegeben. Da das Orchester entsprechend vergrößert wurde, entstand die Nothwendigkeit, die Plätze zu verändern, und der Pauker, der bis dahin links vom Dirigenten stand, mußte nolens volens auf die rechte Seite wandern. Als nun die erste Probe beginnen sollte, macht unser Freund, der Pauker, Umstände auf die rechte Seite zu gehen: er habe jetzt seit 26 Jahren auf der linken Seite gestanden und wäre das so gewohnt, und er ginge nicht auf die andere Seite. Noch ist zu bemerken, daß der Paukenkünstler ein eigenthümliches Phlegma besitzt, während der Pause à la Napoleon mit untergeschlagenen Armen da steht, und seine Erwiederung auch im allerruhigsten Tone abgegeben. Der Capellmeister redet freundlich zu, ersucht — Alles umsonst; der seit 26 Jahren innegehabte Platz soll unter keinen Umständen verlassen werden. Endlich reißt dem Capellmeister die Geduld, da Alles nichts hilft, und er sagt in einem etwas hitzigen Tone: Nun da kommen Sie her und dirigiren, ich werde dann die Pauken schlagen. Ganz ruhig antwortet unser Künstler: „Das können Sie nicht, Herr Capellmeister." Es entsteht natürlich ein Gelächter im Orchester — und der Pauker hatte die Lacher auf seiner Seite; mußte sich aber schließlich doch zur rechten Seite bequemen.

Auf dem Musikfeste in Boston (1872) wurde unter Abt's Direction das Lied: „Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n" von 10,000 Sängern ausgeführt. — Der „Kladderadatsch" bemerkt hierzu: Wie wir hören, beabsichtigt man, auf dem nächsten Gesangsfeste C. M. v. Weber's Lied: „Einsam bin ich, nicht alleine" — von 100,000 Sängern mit obligaten Kanonenschüssen vortragen zu lassen.

Anekdoten aus dem Leben G. Benda's.

Ueber den Gesang einer Sängerin, die vordem Tänzerin war, befragt, antwortete Benda: „Ei nun, für eine Tänzerin singt sie gut, und für eine Sängerin tanzt sie gut genug."

Benda reis'te mit seiner Gattin von seinem Aufenthaltsorte Weimar, um der Einladung mehrerer Freunde zu genügen, nach Gotha. In Erfurt angekommen geht er zu einigen Freunden, während seine Frau mehrere Besuche abstattet. Als er seine Geschäfte beendet, setzt er sich in den Wagen, reis't ab und kommt ohne seine Gefährtin nach Gotha. Der erste seiner Freunde, den er besucht, äußert seine Freude ihn zu sehen, und fragt, warum er seine Frau nicht mitgebracht habe. Jetzt fällt ihm erst bei, daß er sie in Erfurt zurückgelassen, und reis't sogleich wieder zurück, um sie zu holen.

Der herzoglich Weimarsche Kapellmeister Georg Benda hatte lange Zeit ein Zimmer bewohnt, und bezog, weil er mehr Raum brauchte, in einer andern Straße ein anderes. Einst will er sich Abends nach Hause begeben und geht in Gedanken vertieft in sein voriges Logis, findet es zufällig offen und legt sich ohne alle Umstände zu Bette. Wenige Minuten nachher kömmt der Bewohner des Zimmers und wundert sich nicht wenig, einen Mann in seinem Bette zu finden. Benda findet sich

beleidigt, daß ihn jener im Schlafe stören will, und es entsteht hierüber ein lebhafter Wortwechsel, worüber der Eigenthümer des Zimmers, der ihm seinen Irrthum darthut, lachen muß, und Benda nach Hause führt.

Einst besuchte Benda seinen Freund Rust in Dessau, welcher damals eben von seinen Reisen aus Italien zurückgekommen war. Ueber Tische fragte Benda: „Woher erhalten Sie diesen Wein?“ Von Stettin, antwortete Rust.

Nach Tische gingen beide mit einander spazieren und Rust erzählte in gutem Muthe alle Merkwürdigkeiten seiner Reise. Diese Erzählung hatte nun fast eine halbe Stunde gewährt, während welcher Zeit Benda immer mit den Finger beider Hände auf den Rocktaschen getrommelt hatte; als Rust in seiner Erzählung sagt: „ich kam sodann nach Stettin.“ — Hier kam nun Benda, der von der ganzen Reisebeschreibung kein Wort gehört hatte, wieder zu sich, und sagte: „Ein schöner Wein! also von Stettin?

Benda wurde von einem seiner Freunde zu Tische gebeten. Eine halbe Stunde vor Tische stellte er sich ein, um nicht der Letzte zu sein, und fand in dem Speisesaale einen andern Tischgast, mit welchem er auf und nieder ging. Sie sprachen beide von gleichgültigen Dingen und Benda nahm im Vorbeigehen ein Milchbrod nach dem andern vom Tische. Der Bediente des Hauses hatte deren eine ziemliche Anzahl aufgelegt.

Benda verzehrte sie. Man setzte sich zu Tafel. „Brod“ — sagte der Herr vom Hause zum Bedienten. Dieser versicherte, daß er es schon längst aufgelegt habe. Benda hörte es und sagte: „der Fehler liegt an wahrscheinlich an mir; ich erinnere mich, daß ich im Vorbeigehen hier und da einen Bissen genommen habe.

Einst wurde Benda Morgens um 2 Uhr mit einer Arie in Romeo und Julie fertig. In voller Begeisterung über diese wohlgerathene Composition nahm er ein kleines Clavier unter den Arm und lief damit zum Verfasser des Textes, Gotter, weckte ihn aus dem Schlafe und schrie: „Nunmehr bin ich mit der Arie fertig. — Ich will sie Ihnen vorspielen!“ — Er setzte sein Clavier auf den Tisch und spielte sie dem Dichter vor, nahm solches darauf wieder unter dem Arm und ging nach Hause.

Einst befand er sich in einer Gesellschaft angesehener Personen. Er setzte sich ganz allein an einen seitwärts stehenden Tisch und griff nach einer zufällig dort liegenden Zeitung. Er las eine Weile. „Bravo! bravo! das ist recht,“ sagte er endlich vor sich hin. Was haben Sie denn da? wurde er gefragt. „Eine Zeitung!“ — Und was interessirt Sie darin so sehr? — „Die schwarzen Husaren; die braven Burschen jagen einmal wieder Alles im Reiche vor sich her.“ — Wie? Was? — die schwarzen Husaren? — Im Reiche? Jetzt? fragte man lachend. — „Nun so lesen Sie selbst“ rief Benda ärgerlich. — Man sah das Blatt genauer an und fand, daß es ein fünfzehn Jahre altes Stück des Hamburger Correspondenten aus dem siebenjährigen Kriege war. Benda hatte vergessen, daß dieser Krieg damals seit dreizehn Jahren beendigt war!

In Berlin wurde Benda nebst den Capellmeistern Graun und Bach von dem berühmten Banquier Godskowsky zu einer musicalischen Soiree eingeladen. Wer jedoch zur rechten bestimmten Zeit nicht erschien war Benda. Es wurde noch ein Mal zu ihm geschickt und er dringend ersucht, doch seine Ankunft zu beschleunigen. Benda antwortete er sei schon vor einer Stunde an der Hausthür des Banquiers gewesen, habe daselbst geklopft, es sei ihm jedoch nicht geöffnet worden. Indessen wolle er sich

nochmals auf den Weg machen und sogleich erscheinen. Der Diener brachte die Antwort dem Herrn Godskowski, der, weil er wußte, daß der beständig arbeitsame und in die tiefsten musicalischen Betrachtungen versenkte Geist des Herrn Benda mitunter einigen Zerstreuungen unterworfen war, sich an's Fenster begab und auf's Lauern legte. Er bemerkte, daß der Herr Benda zwar kam, aber mit starken Schritten auf die Thür der seinem Hause gegenüber gelegenen Kirche losging und an dieselbe mit aller Gewalt pochte. Um Benda nicht noch ein Mal zu verlieren, stürzte der Banquier nebst dem schmunzelnden Herrn Emanuel Bach in voller Eile aus dem Hause hinaus, demonstrirten ihm, daß die Wohnung Godskowski's nicht in der Kirche, sondern gerade gegenüber sei, und complimentirten den über seine Zerstreuung sich verwundernden Herrn Georg Benda in das Haus hinein.

Wenn er die Schäferstunde seiner Muße fühlte, hatte er die Gewohnheit Essen und Trinken zu verschieben, um sich seiner Begeisterung zu überlassen. Als ihn diese eines Tages kurz vor der Mittagszeit anwandelte, so ersuchte er seine Gattin, ihm seine Portion in sein Studirzimmer zu schicken. Er ward solche nach etwa einer Stunde gewahr, wunderte sich aber, als er die Hälfte eines Huhnes erblickte, und fing an zu glauben, daß er schon die eine Hälfte davon genossen hätte. „Nein, nein," rief er aus, indem er mit der einen Hand seinen Magen berührte, „zu viel ist zu viel. Du Magen hast schon ein halbes Huhn geschmauf't und willst noch ein halbes schmausen. Wir wollen lieber fortfahren zu componiren."

Auf einer Reise kam er in einer Dorfschenke und verlangte etwas zu essen. Mit vieler Mühe erlangte er einige Eier auf Butter. Der Buttergeruch hatte denn auch einen halb verhungerten Hund, welcher unter dem Ofen gelegen hatte, herbei gezogen.

„Mein Gott, Frau Wirthin" sagte Benda: „gebt doch dem armen Thiere etwas zu fressen, er stirbt ja sonst vor Hunger." — He frißt nischt! — „Er frißt ja doch alles, was ich ihm gebe, mit vieler Begierde?" — Wir geben nischt! — „Aber das ist ja grausam von Euch!" — Wir han selbst nischt. — Benda gab darauf der Wirthin 16 Gr. mit dem Bedeuten, hiervon den Hund gut zu füttern, und glaubte nunmehr, den Hund immer vor Hunger und Durst gesichert zu haben.

Von der Herzogin von Weimar wurde er ersucht ein Clavier, welches sie eben gekauft hatte, zu probiren, und ihr sein Urtheil darüber zu sagen.

Nachdem er eine Weile darauf gespielt hatte, ging er in ein Nebenzimmer und legte sich mit dem Ohr an die Thüre, die er hinter sich zugemacht hatte. In dieser Stellung fand ihn die Fürstin und fragte ihn, was er mache?

„Ach," antwortete er: „ich wollte hören, wie sich das Clavier in der Entfernung ausnähme."

Seine Frau mußte für alles sorgen, was die Hauswirthschaft und der Wohlstand erforderte; doch fiel es ihm zuweilen ein, seine Frau an etwas dieser Art erinnern zu wollen. Sie starb, und Benda war einige Tage lang ganz trostlos; doch seine Musik zerstreute ihn bald wieder. Er saß eben bei einer Composition in seinem Zimmer; da fiel es ihm centnerschwer aufs Herz, daß bei der Anordnung zum Leichenbegängniß etwas vergessen sein könnte. Er sprang auf und rief in die Nebenstube, wo die Leiche noch lag:

„Liebes Lottchen, es ist doch wohl Alles bestellt und angeordnet, was die Leiche betrifft?"

Als die Leiche seiner Frau eben in den Sarg gelegt werden sollte, verlangte seine Tochter von ihm Geld um noch Etwas für das Leichengewand zu kaufen. Er erwiederte: „Du weißt, daß ich mich um Wirthschaftsangelegenheiten nicht kümmere, sag' es Deiner Mutter.

Nach dem Tode seiner Gattin bezog er eine kleinere Wohnung. Schon hatte er darin einige Tage gewohnt, als er einst des Abends in eine Gesellschaft ging, wozu er geladen worden war. Beim Nachhausegehen hing er seinen Grillen nach, und nahm den Weg nach seiner ehemaligen Wohnung. Er fand sein voriges Schlafgemach offen, kleidete sich aus und legte sich in eins der darin stehenden Betten, ohne seinen Irrthum zu merken. Als er schon im tiefsten Schlafe lag, kam der rechte Bewohner des Zimmers nach Hause und erschrak nicht wenig, einen Fremden in seinem Bette zu finden. Er weckte den Unbekannten, der anfänglich sehr unzufrieden darüber war, und sich nur nach vieler angewandten Mühe überzeugen ließ, daß er in einem fremden Bette läge.

(Benda war 1721 in Böhmen geboren, seit 1748 Capellmeister in Gotha, legte seine Stelle daselbst nieder 1772, und starb zu Cöstritz 1795.)

In Franzensbad, wo Spontini und Meyerbeer die Cur gebraucht hatten, fragte eine Berlinerin eine Wiener Freundin: „Kennen Sie diese beiden Männer?" — „Ob ich sie kenne?" erwiderte die Gefragte. „Spontini hat „Schlesien im Feldlager" und Meyerbeer die „Westphalin" (Vestalin) componirt." (Charivari.)

Als Field in seiner letzten Krankheit bereits die Sprache verloren hatte und seine Umgebung nach dem nächstwohnenden Geistlichen in Moskau geschickt hatte, fragte dieser den Künstler der Reihe nach, weil er keine Antwort erhielt, ob er Katholik, Lutheraner oder Calvinist sei? — „Pianist", lispelte Field und starb.

Der letzte Herzog von Sachsen-Weißenfels war ein so großer Liebhaber von Baßgeigen, daß er sie selbst in der Schloßkirche unter dem Gesang, ja öfters unter der Predigt, strich. Er hatte besonders eine von ganz ungeheurer Größe, die ihm oft auf einem großen Erndtewagen nachgefahren wurde. Man erzählt, daß er eine Treppe und starke lederne Handschuhe habe brauchen müssen, um sie zu streichen und daß zween Menschen in derselben Platz gehabt hätten. Als die Herzogin von einer Tochter entbunden worden war, wollte er das Kind nicht annehmen. Man sagte ihm aber, daß es eine kleine Baßgeige mit auf die Welt gebracht hätte, und — es war alles gut.

Johann Sebastian Bach, der größte Organist seiner Zeit, zog viele vortreffliche Schüler; mit keinem war er aber mehr zufrieden als mit Krebs in Altenburg, von dem er daher auch zu sagen pflegte: „Das ist der einzige Krebs in meinem Bache."

In einem Wiener Blatt erschien folgendes Verzeichniß der symphonischen Dichtungen des wunderlichen nach vierzigjährigem Aufenthalt in Amerika nach seiner Vaterstadt Prag zurückgekehrten Musikus Antoni Phil. Heinrich; welches wir der Kuriosität halber mittheilen wollen: Nr. 1. „Die Verbindung beider Hemisphären mittelst des transatlantischen Kabels. — Triumph der Wissenschaft und Industrie. — Musikalisches Vermächtniß

des achtzigjährigen Bürgers der alten und neuen Welt von A. Ph. Heinrich. — Programm: a. der transatlantische Kabelmarsch. b. God save the Queen mit Variationen. c. Heil Kolumbia." — Nr. 2. „Der Felsen von Plymouth oder die Landung der Pilgerväter in Neu-England 1620." I. Theil. Orchesterwerke. Programm: a. Animato. Die Einschiffung der Puritaner in Leiden auf der Barke „May-Flower." b. Kadenze: der Abschied. c. Concertante gracioso. Eine Mondlichtscene auf dem Ocean. d. Adagio sublimo. Gebet. e. Tremolante molto agitato. Die Landung und feierliches Entgegenkommen der Indianer. f. Ballo indico nationale. Freudentänze der Squaws nach erhaltenen Geschenken. g. Andante und Fuga. Das Kalumet oder die Friedenspfeife der Indianer, dem großen Geiste geweiht. II. Theil Vocalwerke. Feast of Shells. Das religiöse Muschelfest in Neu-England in den vereinigten Staaten, enthaltend die Gesänge der Pilger. — — — Heinrich, mir bangt um dich!

Halten Sie mir ja dieses Gift aus Deutschland nieder, hat einst Fürst Metternich den obersten Polizei-Chef Sedlnitzky ermahnt, als dieser ihm die Entstehung eines Gesangvereins in Wien meldete.

Von einem jungen Componisten, welcher hübsche kleine Clavierstücke gemacht hatte und der später eine Sonate für Klavier und Violine componirte, die aber mißlang, sagte Hauptmann, als man sich hierüber wunderte: „Der kann nur Stücke machen, wo er das jenseitige Ufer sieht."

Ein Maler hatte das Bildniß eines Musikers zu malen. Als er fertig war, zeigte er es einigen Bekannten des Letztern, um ihr Urtheil zu vernehmen. Einer derselben wollte die vollkommene Aehnlichkeit schlechterdings nicht anerkennen. Da hüpfte

plötzlich der vierjährige Knabe des Musikers ins Zimmer herein, stellte sich vor das Bild, und rief händeklatschend aus: „Mein Papa, mein Papa!“ — Das schmeichelte dem Maler außerordentlich. Er warf sich in die Brust, und rächte sich mit triumphirenden Gelächter an dem Tadler. Dieser aber wandte sich zu dem Kinde mit der Frage: woran es denn in diesem Portrait den Vater erkenne? „Ei,“ sagte der Kleine, „da, da, an der Geige!“ —

Ein Bauer kam auf's Orgelchor, sah dem Organisten erstaunt zu und berührte, als dieser geendet hatte und aufstand, eine Taste. Da noch Wind in der Orgel war, gab der Ton stark an und der erschrockene Bauer, um das Ding zum Schweigen zu bringen, legte schnell beide Arme auf die Claves.

Aufschrift an Concerteingängen. Eine alte musikalische Zeitung empfiehlt dazu den Spruch des Jesus Sirach Kap. 32, Vers 5 und 6: „Und irre die Spielleute nicht. Und wenn man die Lieder singet, so wasche nicht darein; sondern spare deine Weisheit bis zur andern Zeit.

Liszt und Salamanca. Als Liszt vor Jahren einmal in Spanien und in Madrid glänzende Concerte gab, fragte ihn eines Tages Salamanca, der spanische Rothschild: „Nun, wie gefällt es Ihnen hier bei uns?“ „Gar nicht übel,“ meinte Liszt. „nur schade, daß die Cigarren zu miserabel sind.“ „Dafür lassen Sie mich sorgen; ich werde Ihnen ganz vortreffliche Cigarren zuschicken.“ Liszt wartete auf die Erfüllung dieses Versprechens, allein ein Tag um den andern verging und keine Cigarren kamen. Der Banquier hatte die Sache rein vergessen. Das verdroß den Künstler sehr. — Am Tage seiner Abreise aus Madrid kaufte er fünfhundert Stück der feinsten, theuersten Cigarren, legte dieselben in eine reichverzierte Cassette und schickte sie, als

er eben in den Wagen stieg, mit seiner Karte, auf die er p. p. c. (pour prendre congé) geschrieben, an den Millionär. Er reiste mit Extrapost und war beinahe an der Grenze angelangt, als er hinter seinem Wagen ein donnerndes „Halt!" rufen hörte. Erstaunt blickt er hinaus, aber da war kein Bandit, wie er vermuthet hatte, sondern ein mit Schweiß und Staub bedeckter Courier, der in rasender Eile daher gesprengt kam und ihm athemlos zurief: „Ich bringe das Gepäck, welches Excellenz in Madrid vergessen haben!" Damit schnallte er einen Mantelsack vom Pferde, reichte denselben Liszt in den Wagen und sprengte ebenso eilfertig wieder von dannen, wie er gekommen war. Erstaunt öffnete Liszt den Mantelsack und fand darin einen mächtigen Kasten von Palissanderholz mit Silber eingelegt, in dem zehntausend Stück der feinsten Havanna-Cigarren enthalten waren. So hatte Salamanca die Scharte mit fürstlicher Freigebigkeit glänzend ausgewetzt.

Beethoven und Ludwig XVIII. Als Beethoven die große Messe in D vollendet hatte, bot er selbe im Manuscripte den Höfen Europa's auf Subscription an. In dem deutschen Einladungsschreiben bezeichnete er dieses Werk als sein gelungenstes, aber in dem an den französischen Hof abgegangenen schrieb er: „l'oeuvre le plus accompli." Er verlangte für das einzelne Exemplar 50 Ducaten und das Gesammtergebniß waren — 400 Ducaten! — Ludwig der Achtzehnte von Frankreich jedoch übersandte dem Meister eine goldene Medaille, im Gewicht von 21 Louisd'or, welche das Brustbild des Königs und auf der Avers-Seite die Inschrift: Donné par le Roi à Monsieur Beethoven" trägt. Diese Medaille wird als ein unschätzbares Kleinod von der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien bewahrt.

„Die Raketen," das bekannte Münchener Wochenblatt, bringt nachstehende, die dichterische Sprache der Wagner'schen „Handlung in drei Acten" parodirenden Verse:

Isolde an Tristan:

Traue, treuer Tristan! trügerisch tollkühnen Träumen nicht,
Treibe trotzig triumphirend fort das tolle Traumgesicht,
Trockne mir die Thräne tückischen Trübsals tröpfelnd auf,
Trinke trauten Traubentrankes Trostestropfen drauf.

„Wie kann man nur so viel aus einem Menschen machen, der blos sieben Opern geschrieben hat, während ich mehr als zweihundert Opern geschrieben habe, meine Kirchenmusiken gar nicht zu rechnen?" sagte der Componist Wenzel Müller, wenn er von Mozart sprach.

Spontini's Brust war, wie bekannt mit vielen Orden geziert, bei feierlichen Gelegenheiten trug er sie auch alle, und als er sich einstmals bei einem großen Musikfest in Halle befand, äußerte bei der Concertprobe ein alter Musiker gegen seinen Collegen: „Sieh' einmal, wie viel Orden der Spontini trägt, Mozart hatte gar keinen!" Spontini wußte genug Deutsch, um diese Aeußerung zu verstehen, wendete sich rasch gegen den Redner und sagte: „Lieber Freund, Mozart brauchte auch keinen!"

In dem durch das Fertigen seiner musikalischen Instrumente weithin bekannten Klingenthal saß ein Knabe am Fenster und schaute hinaus, als eben eine vorübergehende Frau neugelieferte Cellos (kleine Bässe) zu Markte trug. Aus Verwunderung darüber — weil das Auge des Kleinen bisher überhaupt nur Baritons (große Bässe) gesehen hatte — rief er seiner Mutter zu: „Sieh ‚naus, draußen tragen sie (sie) „Junge Bäßle" vorbei.

Ein Vater, der den Gesang seiner Tochter für den schönsten in der Welt hielt, wendete alles Mögliche an, um sie bei einer Privat-Unterhaltung hören zu lassen. Sie ward endlich dazu gebeten. Als sie nach Hause kam, erzählte sie der Mutter, daß sie ganz außerordentlich gefallen habe, und daß einige Italiener, welche in der Gesellschaft gegenwärtig waren, sie sogar für die berühmte Pasta gehalten hätten. — Ja, rief sie, liebe Mutter, du darfst mir's glauben; kaum hatt' ich einige Töne gesungen, da schrien die Italiener schon: basta! basta!

In dem Feldzuge gegen Oestreich besetzten die Franzosen E....t, und wollten sich mit Musik und Tanz vergnügen. Es wurde daher einem Bürger des Orts befohlen, bis zum Abend an einem dazu bestimmten Platze „huit Violons" zu bringen. Der gute Mann durchläuft den ganzen Ort. Schwitzend brachte er das fünfte Stück, und entschuldigt sich demüthig, daß er in der ganzen Stadt nicht mehr auftreiben könne. Wie sehr erstaunten die Franzosen, als sie auf den Tanzplatz kamen und 5 Contrabässe zu ihrer Unterhaltung antrafen.

Ein Virtuos im Orgelspielen hatte einst die ganze in der Kirche versammelte Gemeinde durch die Ausführung einer prächtigen Fuge entzückt. Als er fertig war, sprang der Bälgetreter hervor, rieb sich die Hände und jauchzte: „Das haben wir vortrefflich gemacht." — „Wir?" antwortete der Künstler, „ich bin allein hier." Er fing von neuem an zu spielen, aber auf einmal verstummten alle Pfeifen. Er staunt, er schimpft, — da steckt der Bälgetreter den Kopf hervor und ruft: „Sehen Sie wohl, daß wir unser zwei sind? Wenn ich nicht will, so können Sie nichts."

(Eine wortgetreue Uebersetzung). Das berüchtigte französische „Monsieur le Domchor" für das Institut des Berliner Domchor findet ein Pendant in der berühmten Biographie universelle des musiciens des Herrn Fétis, wo unser guter alter „Kyffhäuser" mit „la querelle domestique" übersetzt ist, wahrscheinlich, weil der gelehrte Herr Redakteur der Meinung war, Kyff sei das Substantiv für „keifen" und häuser das Adjektiv von „Haus." So zu lesen im 2. Bande auf Seite 342 der Biogr. univ. des mus.

Petroleum und Blechmusik. Ein Experiment der seltsamsten Art, an welches die musikalische Welt nicht glauben wollte, wurde kürzlich in einer belgischen Stadt gemacht. Dieses Experiment hatte zum Zwecke, die Wirkung der Musikinstrumente auf Petroleumlampen zu constatiren, welche auf einen Ton von Blechinstrumenten sofort erlöschen. Bei gewissen Passagen eines ausgeführten Quartetts erloschen drei oder vier Lampen gleichzeitig. Das Experiment wurde dann auf Verlangen der Anwesenden, unter welchen sich viele Musiker und einige Gelehrte befanden, mehrere Male wiederholt, und das Resultat war überraschend. Herr Duheno, Professor am Königlichen Conservatorium in Brüssel, löschte nach einander acht in einiger Entfernung auf dem Kamine und den Möbeln stehende Lampen mit einem Tone seiner Trompete aus. (??) (Kenner von Trompeten, Petroleum und Professoren, denen wir diese blechmusikalische Wirkung mittheilten, fanden die Sache gar nicht unwahrscheinlich, nur müsse der Professor der Lampe mit der Trompete ganz direct zu Leibe gehen!)

Das erste Heft der „Lieder ohne Worte" sandte Mendelssohn nach London an Moscheles, damit derselbe einen Verleger für England ausfindig mache. Aber man war wenig geneigt,

es für 30 Pfd. Sterling, welche Moscheles forderte, zu ediren, Cramer, Beale und Comp. lehnten ab, auch Novello. Da ließ Moscheles das Heft im Einverständniß mit dem Componisten auf eigne Rechnung drucken, und schon im ersten Jahre hatte man einen Gewinn von 40 Pfd. Sterling, im zweiten den doppelten — dann kaufte Novello das Eigenthumsrecht um hohen Preis nachträglich an sich.

Ein bekannter Virtuos, der durch sein schönes Violinspiel sehr Vielen, manchem seiner nähern Bekannten aber auch durch seine Zerstreutheit Vergnügen zu machen pflegte, reiste nach..... um dort Concert zu geben. Unterwegs trägt er, wie einem Virtuosen anständig, für nichts so sehr Sorge, als für seinen Violinkasten. Aber wenn er nur nicht, da er angekommen, mit Schrecken hätte bemerken müssen, er habe vergessen, die Violine hinein zu thun.

In Tangermünde findet man folgende Grabschrift eines daselbst verstorbenen Organisten, den der Magistrat so hoch schätzte, daß er ihm den Leichenstein und folglich auch diesen Denkspruch setzte:

„Allhier ligt begraben de Organist van Tangermünde,
„Gott vergeb ehm alle sinne Sünde,
„Daran wir kenen Twiefel han,
„Den he war Gottes Spählmann."

Druck von G. A. Koenig in Erfurt.

BOSTON COLLEGE
3 9031 024 20971 0